

Predigt

Ordinationsgottesdienst, 27. März 2021

Dom zu Fürstenwalde

Hebräer 11, 1-2; 12, 1-3

Bischof Dr. Christian Stäblein

Liebe Festgemeinde, liebe Pfarrerin Koppehl, lieber Pfarrer Schirr, der Schreiber des Hebräerbriefs und die Brandenburger passen vielleicht doch ganz gut zusammen, ich würde sagen: man freut sich mehr so nach innen, betrachtet das Leben irgendwie nüchtern. Was nicht heißt, dass das Ganze nicht intensiv wäre, es entfallen vielleicht nur die unnötigen Aufgeregtheiten. Es gilt für Brandenburg immer ein wenig, was in dem augenzwinkernden Scherz mit den Bergen zum Ausdruck kommt, Sie kennen den? Geht ganz schlicht: Es heißt doch, der Glaube kann Berge versetzen. Wenn man sich Brandenburg anschaut, muss er hier also richtig kräftig gewirkt haben, der Glaube, denn die Berge, wo sind sie? ;-)

Der Glaube. Wird jetzt, ist jetzt Ihr Beruf, liebe Schwester Koppehl, lieber Bruder Schirr. Geht das? Ist das so richtig formuliert? Kann man etwas, von dem die biblischen Worte heute sagen, *es ist eine feste Zuversicht dessen, was man hofft, ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht* – kann man das zum Beruf machen? Man kann ihn ja nicht in der Tasche haben, wie einen Keks in der Schachtel für schlechte Zeiten rauszuholen, so ist Glaube eben nicht. Glaube hat nichts als sich selbst und gerade so sich nicht in der Hand. Ein riskantes Unternehmen, das Sie hier antreten? ---- Vielleicht auch deshalb sind wir heute mit Ihnen zusammen, und deswegen, meine ich, passen die Worte aus dem Hebräerbrief besonders gut. Sie sagen ja auf schöne Weise, was ich schlicht so übersetzen kann: Du bist nicht allein, Du, Elisabeth Koppehl, Du, Lennart Schirr, in dieser Aufgabe nicht allein. Eine Wolke von Zeugen ist mit Dir, ist vor Dir. Abraham, der, so wird es gesagt, nicht wusste, wo er hinkäme, fremd erst, in Zelten über Generationen, Isaak, Jakob, keine feste Stadt. Naja, liebe Frau Koppehl, lieber Herr Schirr, bei diesen großen Glaubenssahnen verbieten sich die allzu direkten Übertragungen. Sie wissen ja auch schon, wo es hingeht, sind längst schon da in Luckenwalde-Frankenfelde Sie, Frau Koppehl, und in Fürstenwalde-Süd, Martin-Luther, Sie, Herr Dr. Schirr, und: Richtig

fremd sind Sie nicht in diesen Brandenburger Kleinoden, Sie kennen sich aus in Brandenburg, im östlichen Teil Deutschlands insgesamt, Wittenberg, Eberswalde, Havelland, Oberlausitz, und auch Berlin. Sie kennen das, kommen von hier, wissen zudem: mit dem Glauben als Beruf hat man selten eine bleibende Stadt, ist irgendwie immer Aufbruch. Gut so, Glaube ist kein musealer Heimatverein, er schafft allerdings Beheimatung in einer oft sehr unbehausten Welt. Dafür sind Sie auf dem Weg, ich sag's jetzt doch einmal: wie Abraham und Sara. Nicht allein, die Wolke der Zeuginnen und Zeugen ist mit. Das tut gut an diesem Tag, der in seiner Weise schlicht und öffentlich sagt: Und jetzt Du, Elisabeth Koppehl, und jetzt Du, Lennart Schirr. Und jetzt Du in dieser Reihe, in dieser Wolke der Zeugen. Uff, da darf man einen Moment schlucken, sich diese Wolke noch mal genauer angucken. Sind ja einige daraus auch hier versammelt: Sie kommen beide aus Pfarrfamilien – da gibt es schon sehr konkret und handgreiflich Mütter und Väter des Glaubens, da gibt es sehr konkrete Bilder in dem Wissen, dass wir nicht die ersten auf diesem Weg sind. Sie haben ganz viel mitbekommen zu Hause, aus den Generationen. Den versammelten Familien sage ich: es ist ein großes Kompliment an zu Hause, ich denke, ein wenig Stolz und womöglich auch eine versteckte Träne im Auge darf da ruhig sein, wenn Sie heute Ihre Tochter, Ihren Sohn, Ihre Enkelin, Ihren Bruder hier sitzen und gleich sagen hören: ja, ich bin bereit. Also Danke an Sie, Sie sind auch Wolke der Zeugen.

Und dann aber auch, lieber Herr Schirr, liebe Frau Koppehl: Den Weg von Abraham und Sara, den Weg von Vater und Mutter, den Weg des Glaubens, der sich verlässt ohne immer zu wissen, was Gott vorhat, diesen Weg setzen wir fort, indem wir es ganz anders machen, eben nicht wie Vater oder Mutter, eigen. In der Wolke der Zeugen ist ja irgendwie auch immer Frank Sinatra zuhause: *I did it my way. You will do it your way*, im Predigen, im Beten, im Unterrichten. *Your way*. In der Kirchenzeitung konnte man jetzt schöne Dinge von Ihnen lesen, zum Beispiel, dass Sie, lieber Herr Schirr, wenn, eine Laudatio auf Dietrich Bonhoeffer halten würden. Und dass eines Ihrer Lieblingsbücher, liebe Frau Koppehl, „Alice im Wunderland“ ist. Na, die gehören wohl auch in diese Zeugenwolke – Bonhoeffer sowieso: von Christus reden und ihn im Leben von Menschen vorfinden, die selber nie auf die Idee kämen, von Christus zu reden, aber er ist doch schon da – das wird zentrale Aufgabe in Fürstenwalde und in Luckenwalde sein. Aber auch „Alice im Wunderland“ dürfen wir für einen Moment in die Wolke hineindenken, verrückte Teegesellschaften trifft man öfter im Pfarrberuf, menschliche Spielkarten auch,

dabei mal ganz groß und mal ganz klein sein, „Alice im Wunderland“ hat viel mit unseren phantastischen, manchmal quälenden Innenwelten zu tun. Es ist gut, das über allen theologischen Richtigkeiten im Blick zu halten, wie bunt das Leben – verrückte Teeegesellschaft, echt.

Jetzt sind Sie dran, das, würde ich sagen, ist in aller Nüchternheit die Botschaft der Worte des Hebräerbriefes, wenn es heißt: *Darum auch wir. Weil wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, lasst uns ablegen alles, was uns beschwert, lasst uns laufen mit Geduld in dem Kampf, der uns bestimmt ist.* So, wörtlich.

Das Leben ist kein Ponyhof – hieß es früher manchmal bei uns an so einer Stelle, laufen mit Geduld in dem Kampf, der uns bestimmt ist. Kampf nutzen wir nicht so gerne als Wort. Klingt mir zu martialisch, aber ehrlicherweise brauchen wir zum Übersetzen kaum die Welt der Christinnen und Christen in der Zeit dieses Briefes – verfolgte, kleine Minderheit, ohne größere Aussicht auf ernsthaft bessere Zeiten, die ersten Generationen waren Großmeister im aushaltend laufend Zeugnis geben -. Aber was sich durchs Leben Kämpfen heißt, können wir leicht sehen, wenn wir uns einen Moment umschaun in der Pandemie. Womöglich ein Geschäft schließen müssen, nachdem lange darauf hin gearbeitet und gespart war, vielleicht sogar das Geschäft der Eltern, aber jetzt, auch mit staatlichen Hilfen geht es nicht mehr, also wieder neu anfangen, irgendwie anders, morgens aufstehen, obwohl: wozu, aber nee, liegen bleiben gilt auch nicht. Leben, laufen, kämpfen, von Covid zwar genesen, aber Monate, lange Monate müde, schlapp, wer weiß, ob es ganz wieder wird. Leben, laufen, kämpfen: Kinder groß bekommen, auch wenn der Partner früh gegangen, entsetzlicher Krebs, aber die Kinder sind da und das ist das größte Glück, nur manchmal fallen ihr abends die Augen zu, während sie Mathe im Home-schooling nachholen sollen. Das Leben ist kein Ponyhof, aber schön ist es doch. Natürlich ist es schön, auch und gerade so, nüchtern betrachtet hat es so etwas Ehrliches und Sie sind ja da, Sie und die ganze Wolke der Zeugen mit Ihnen und Jesus. Man kann die Fragen bei Ihnen loswerden und die Tränen und das Glück, alles kann man zu Ihnen bringen und von dem Gott hören, der in diesem Laufen und Kämpfen nicht allein lässt, ja es hält und füllt. Liebe Frau Koppehl, lieber Herr Schirr, nicht mal der Pfarrberuf ist ein Ponyhof. Obwohl, allzu oft sollte ich das Bild nicht bringen. Wer weiß, was Sie damit innerlich verbinden, vielleicht sind Sie ja heilfroh, dass es kein Ponyhof ist, wie auch immer: Pfarrerin sein, Pfarrer sein heißt auch kämpfen: um Gerechtigkeit,

für die, die immer wieder übersehen werden, für die Kinder, auch für die Älteren. Kämpfen, manchmal ermüdend oft die gleichen Wohnungsanträge und doch wieder nur: Kinder ja, aber bitte nicht hier, ist so laut, zig mal gehört. Pfarrerin sein – auch mal beten, wenn man eigentlich total müde ist, sich selber schon nicht mehr hören kann. – Ich empfinde die Worte aus dem Hebräerbrief ungeheuer tröstlich, liebe Geschwister, weil sie nichts vorgaukeln – immer Spaß, immer nur fröhlich Pfarrer sein – das stimmt doch nicht und wenn es so wäre, ich hätte den Beruf nicht gewollt, Sie wahrscheinlich auch nicht.

Ach, liebe Festgemeinde, nüchtern brandenburgisch betrachtet, ist das regelrecht erlösend, dass der Hebräerbrief heute so ehrlich mit uns, mit Ihnen redet. Nicht, weil nun alles düster geredet werden müsste, gar nicht. Ich finde, er kräftigt gerade so, der Brief aus dem ersten oder zweiten Jahrhundert. Weil: Sie können kämpfen, oh ja, nicht mit dem Schwert oder sowas - das selbstverständlich nicht -, aber mit Worten und darum, dass Menschen nicht in Traurigkeit versinken, oder in Larmoyanz oder in Populismus oder was weiß ich noch – Sie können mit Worten und mit offenen Türen und mit, ja mit Blick auf Jesus, können Sie kämpfen. Mit all den Kompetenzen, die Sie haben, wie wir heute sagen, oder schlicht: weil sie es gut können. Und weil das erfüllt, ja weil, wie beim Laufen in echt, weil die Kraft aus dem Laufen kommt. Erst läuft man vielleicht, aber nach einer Weile wird man gelaufen. Erst glaubt man vielleicht selbst, aber in Wahrheit werden wir geglaubt, von Anfang an.

Lasst uns aufsehen zu Jesus, heißt es. Dass ihr nicht matt werdet und den Mut nicht sinken lasst. Als Pfarrer, als Pfarrerin hat man meist ein großes Privileg: man hat einen Kirchenschlüssel, man kann jederzeit rein. Nicht, dass man damit näher bei Gott wäre oder den Dingen irgendeine besondere Heiligkeit eignet, natürlich nicht, aber eine Hilfe gibt der Raum doch. Ich bin in meinem ersten Dienstjahr oft einfach so in die Kirche gegangen, abends oder früh morgens, bin durch die Bankreihen gegangen und habe mit Gott gesprochen. Über Frau Büttcher zum Beispiel. Frau Büttcher kam jeden Sonntag, sie war über 90, eine Seele, saß immer am gleichen Platz, hatte einen Glauben, der tiefer war als ich ihn überhaupt denken konnte, nahm die Dinge mit Geduld – viele hatte sie sterben sehen, war nun fast die letzte in ihrer Familie – Leben, laufen, kämpfen, glauben – ach, Frau Büttcher, sie war gestürzt, Bruch und blaues Auge. „Gott, Du bist jetzt bei ihr, nicht?“ Ja, ich lief durch die Reihen, stellte mich vors Kreuz, redete über Marie, die Konfirmandin, die plötzlich einen Tumor hatte. „Nee, Gott, da will ich mit Dir

ringen, das kann ich nicht aushalten, das kann Dir nicht gefallen. Aber da bist Du doch, oder?“ Ich weiß nicht, sicher hatte das, was ich da tat – leicht erkennbar – im Zeitalter des Fernsehens Filmvorbilder, Don Camillo oder Pater Braun, egal, Wolke der Zeugen, aber Sie sind Sie, ich bin ich und Jesus Jesus. Für mich war es eine Hilfe, so mit Gott im Gespräch. Nicht matt werden, den Mut nicht sinken lassen? Ach, manchmal sank er auch, saß ich da, morgens schon müde vom Fragen. // Puh.// Nein, jetzt kommt nicht, der habe sich da irgendwie bewegt oder gezinkert an seinem Holz, keine Sorge, die Szene dreht nicht in scheußlich peinlichen Sacro-Kitsch. Es ist ja auch ganz simpel.

Loslassen und vor Gott bringen, laufend, ringend auch, das ist der Quell neuer Kraft. *Glaube ist ein Nichtzweifeln* – sagt der Hebräer – o weh, was für eine problematische Übersetzung, Zweifeln sollen Sie bitte – in Wahrheit steht da: Glaube ist ein überführt Werden, ein verwandelt Werden gerade in dem eigenen Ringen. Und dann wird aus Angst Zuversicht, ja: Mut – und aus Leere neue Fülle. Das ist Ihres, dazu berufen zu sein, das öffentlich zu machen, laut. Nüchtern betrachtet: mehr ist es nicht. Kann schon auch ganz schön viel sein. Ein Berg manchmal, über den man nicht zu kommen scheint. Und dann wieder: der Glaube hat ihn schon versetzt den Berg. Und das nicht im Brandenburger Scherz, sondern die Wolke der Zeugen, die Gemeinde, die vielen, die da sind, vor Ihnen, nach Ihnen, mit Ihnen, deren Glaube, - vom Geist geschenkt - Ihnen. Darauf können Sie sich verlassen.

Nun sind Sie dran. Gott segne Sie. Amen.